

Premierenkritik Staatstheater Nürnberg "Andrea Chénier" authentisch erzählt

Angst vor großen Gefühlen, vor Tränen, Wut und Tod, dürfen Opernsänger ja generell nicht haben. Manchmal stehen aber selbst sie vor einer besonderen emotionalen Herausforderung.

Autor: Peter Jungblut



[00:03:55](#)

[Staatstheater Nürnberg: Umberto Giordanos "Andrea Chénier"](#)

Das ist fast immer der Fall, wenn eine Oper aus der Zeit des italienischen Verismus auf dem Spielplan steht. Wie der Name schon sagt, wollten die Komponisten dieser Zeit, um 1900, mit ihren Personen besonders wahrhaftig, ehrlich, veristisch umgehen. Tatsächlich liebten sie die Extreme, den Ausnahmezustand - der alte Spruch aus der Filmindustrie, starte mit einem Erdbeben und steigere dich dann langsam, hat hier volle Gültigkeit.

"Andrea Chénier" von Umberto Giordano ist so ein Fall - eine Tragödie aus der französischen Revolution, das schmachliche Ende eines umschwärmten Dichters unter dem Fallbeil Giordano verdichtet Liebe, Verrat, Eifersucht und Politik zu einem hochexplosiven, rasanten Gemisch, das nur konditionsstarke und selbstbewusste Sänger überstehen, die das Pathos nicht scheuen. Sonst wirkt die große Geste schnell unfreiwillig komisch.

SÄNGER AUTHENTISCH

Am Nürnberger Staatstheater war diese Gefahr schnell gebannt: Vincent Wolfsteiner gab einen jederzeit glaubwürdigen Andrea Chénier. Er stemmte die Partie sängerisch und machte die Vaterlandsliebe dieses Patrioten und Poeten in ergreifender Weise anschaulich. Ähnlich authentisch war sein Gegenspieler, Mikolaj Zalasinski in der Rolle des revolutionär gesinnten, skrupellosen Carlo Gérard, der dann doch noch sein Herz entdeckt. Ein Triumph,

der vom Publikum überschwänglich gefeiert wurde. Ekaterina Godovanets als Geliebte Maddalena lief erst im zweiten Teil zur Hochform auf, aber rechtzeitig für die berühmteste Arie dieser Oper.



Ekaterina Godovanets (Maddalena de Coigny) und Mikolaj Zalasinski (Carlo Gérard)

KONVENTIONELLE BILDER OHNE MÄTZCHEN

Die Regie hatte der Erfurter Intendant Guy Montavon übernommen und bereits im Vorfeld angekündigt, ohne Mätzchen und Modernisierungen einfach die Geschichte zu erzählen. Somit waren üppige Kostüme aus der Zeit der Französischen Revolution zu sehen. Ein silberner, fensterloser Ballsaal wirkte weniger luxuriös als vielmehr beklemmend - es hätte auch ein Mausoleum, ein Grabmal sein können. Kalte, sterile Pracht. Und tatsächlich werden hier ja Todesurteile verkündet. Guy Montavon setzt sein revolutionäres Publikum, die Schreier und Schaulustigen, auf Schaukeln, die in die Höhe gezogen werden und so alles symbolisieren können: Gerichtsaal oder Kerker. Die Bilder sind eindeutig, erwartbar, konventionell, was in diesem Fall kein Nachteil ist. Die Geschichte ist historisch nun mal klar verortet, nämlich auf den blutigen Sommer des Jahres 1794, kurz vor dem Ende der Schreckensherrschaft, und sie ist so mitreißend und temporeich, dass verfremdende, aktualisierende Regieeinfälle nur irritieren würden. Guy Montavon hat sich also für kluge Zurückhaltung entschieden.

Dirigent Philipp Pointner weiß, dass Verismo-Opern den dicken Pinselstrich vertragen. Hier kommt es nicht auf feinsinnige Abstufungen, auf komplizierte Analysen an, sondern auf den Mut zur Dynamik. Entsprechend weit ausholend und forsch leitete Pointner die Staatsphilharmonie Nürnberg. So muss Verismo sein, und ein großer Strauß roter Rosen für Tenor Vincent Wolfsteiner machte dieses hoch erwünschte Wechselbad der Gefühle perfekt.